
Adolf Muschg

Literatur als Therapie?

Ein Exkurs

über das Heilsame

und das Unheilbare

Frankfurter Vorlesungen

edition suhrkamp

SV

es 1065

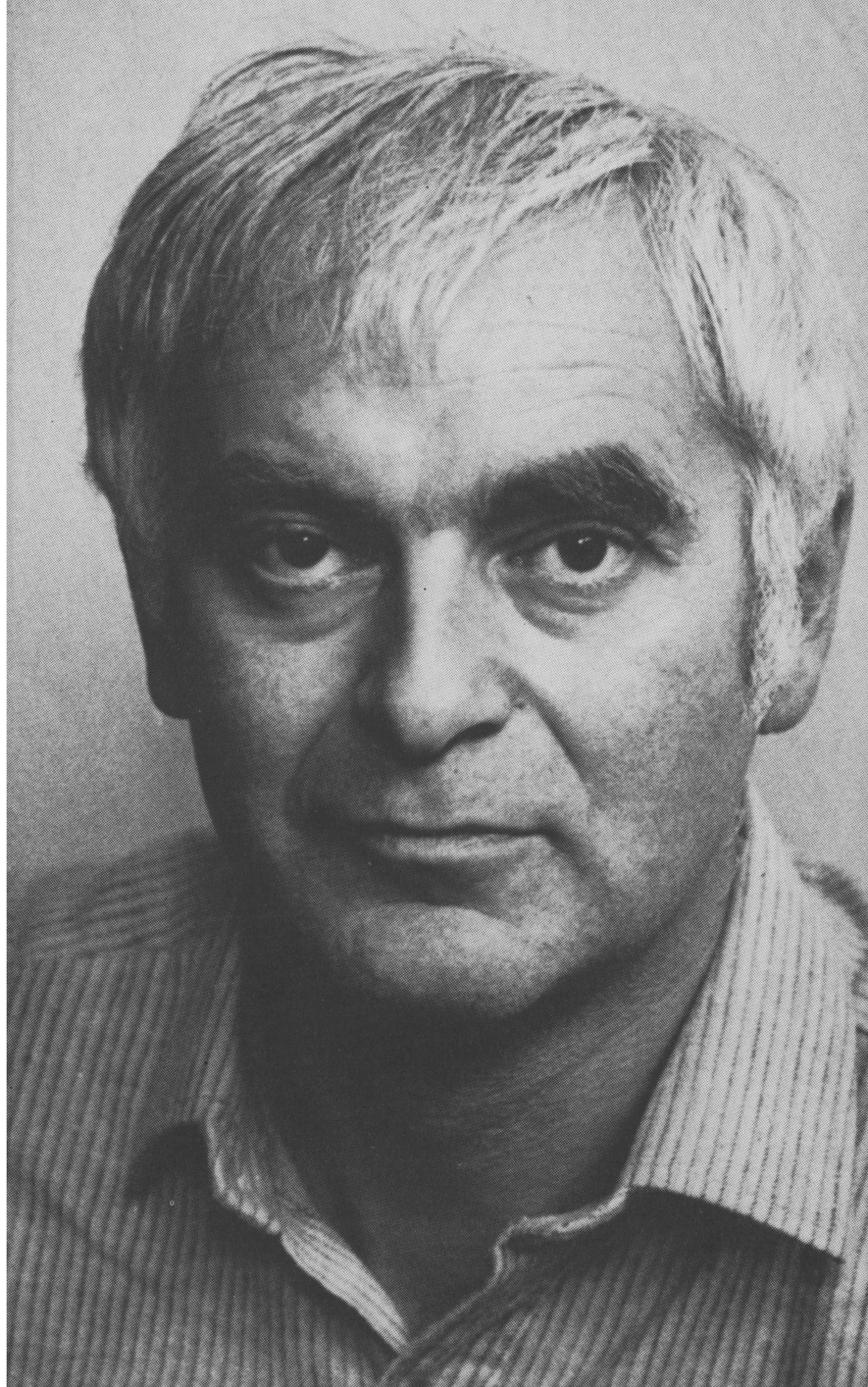
edition suhrkamp

Neue Folge Band 65

»Die meisten Erklärungen, die dieser Text nötig haben mag, stehen in seinen ersten Kapiteln. Er entspricht nur zum geringeren Teil der Gastvorlesung für Poetik, die ich im Januar/Februar 1980 an der Frankfurter Universität gehalten habe. Was hier steht, ist in der Hauptsache meine Rechenschaft von den Folgen jener Gastvorlesungen für andere und für mich, also ein Bericht über die Fortsetzung des Prozesses, den ich dem Thema »Literatur als Therapie?« gemacht habe, und das Thema mir.

Daß es unerschöpflich ist, muß ich nicht rechtfertigen. Schon eher, daß das Sieb, mit dem ich geschöpft habe, wie ein systematisches Werkzeug aussieht. Der erste Teil bis Ziffer 25 setzt sich mit Therapie-Erwartungen auseinander, die heute bei Schreibern und Lesern in der Luft liegen. Ziffern 26 bis 41 berichten aus der Vorgeschichte meiner eigenen Schreib- und Therapiebedürftigkeit. Der dritte Teil probiert einen historisch-anthropologischen Zugang zum Thema aus und ist, weil man sich dabei nur übernehmen kann, der feierlichste geworden, aber auch, um Konsequenz bemüht, der am wenigsten konsequente.

Daß das Thema Gründe hat, einer zusammenhängenden Behandlung zu spotten, habe ich immer deutlicher gespürt und wünschte, ich hätte noch mehr Mut zu Aus- und Abschweifungen gehabt. Ich stelle mir Leser vor, die die Überschriften als Wegweiser im Dickicht verstehen und ihre Komik ebenso freundschaftlich deuten wie mein Ordnungsbedürfnis.« (Aus der Vorbemerkung des Verfassers)



Adolf Muschg
Literatur als Therapie?

Ein Exkurs
über das Heilsame und das Unheilbare

Frankfurter Vorlesungen

Suhrkamp

Foto: Isolde Ohlbaum

edition suhrkamp 1065

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981

Erstausgabe

Erste Auflage 1981

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: LibroSatz, Kriftel

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-11065-2

10 11 12 13 14 15 - 14 13 12 11 10 09

Inhalt

1. Warum schreiben Sie? 13
2. Frankfurter Poetik 15
3. Schnee von gestern 17
4. Jüngere 21
5. Lebensrettung 24
6. Mit dem Rücken zur Zukunft 28
7. Zürcher Neuheiten 30
8. Hinreichend erschöpft 32
9. Schreiben an der Uni 35
10. »Le cadavre exquis« 39
11. Arbeit mit dem Spiegel 41
12. Wie ich Raimund für mich sterben ließ 43
13. Männer- und Frauentexte? 45
14. Wahr und gelogen 47
15. Das schwarze Zeichen 49
16. Amen 52
17. Lord Chandos 57
18. Abwesenheitsverfahren 59
19. »Ein Geheimnis den meisten« 62
20. Literatur gleich Menschenliebe? 65
21. »Mars« 67
22. Schau nur, was du mich tun läßt! 71
23. Eis und Bewegung 73
24. Müllers und andere 76
25. »Daß mir auf Erden nicht zu helfen war« 81
26. Ein Vater 84
27. Eine Mutter 87
28. Große Wörter 91

-
29. Krankheiten 96
 30. Fassadenkunst 98
 31. Schriftsteller sein 101
 32. Der Scheinkörper 104
 33. Einzel-Analyse 106
 34. Nicht dasselbe, aber das Gleiche 109
 35. Immer noch zu gut 111
 36. Alice's Restaurant 114
 37. Störrisches 118
 38. Was macht aus mir, was ich mache? 121
 39. Kultur aus dem Manko 125
 40. Tarot Nr. 1 129
 41. Spielen, verspielen, spielen 131
 42. Romantik: im Anfang das Ende 135
 43. Reise zu den Inseln 137
 44. Zum Beispiel »Die Zauberflöte« 141
 45. Nicht gut sein lassen 145
 46. Vom Bescheidwissen der Autoren 148
 47. Therapiegruppen 153
 48. Schulmedizin 155
 49. Vom Krebs der Sachen 157
 50. Das Kraut gegen den Tod 163
 51. Wozu werden Sie krank? 167
 52. Selbstheilungsversuch der Medizin 169
 53. Vom Abschneiden der Ränder 171
 54. Die Sprengkraft der Ritze 172
 55. Kunst als Widerstand 176
 56. Kein Kurzschluß! 179
 57. Sprechstunde in Hongkong 180
 58. Medizinmänner 184
 59. Zaubersprache 186
 60. Weltentzweiung 188
 61. Desillusion als Geschichte 190

- 62. Erinnerung in drei Zeilen 192
- 63. Heilung: ein Prozeß 195
- 64. Widerspruch des Möglichen 197
- 65. Ordentlich bewegt 199
- 66. Vom Gleichgewichtssinn 201

Für Wolf Büntig

Die meisten Erklärungen, die dieser Text nötig haben mag, stehen in seinen ersten Kapiteln. Er entspricht nur zum geringeren Teil der Gastvorlesung für Poetik, die ich im Januar/Februar 1980 an der Frankfurter Universität gehalten habe. Diese Teile sind durch Anführungsstriche gekennzeichnet, soweit ich sie aus meinen Notizen rekonstruieren konnte. Was hier steht, ist in der Hauptsache meine Rechenschaft von den Folgen jener Gastvorlesungen für andere und für mich, also ein Bericht über die Fortsetzung des Prozesses, den ich dem Thema »Literatur als Therapie?« gemacht habe, und das Thema mir. Die Streitsache sollte jetzt deutlicher geworden sein, obwohl die eine oder andere Anekdote fallen und der eher rednerische Stil einem eher schriftlichen Platz machen mußte. Auch dieser Punkt gehört zu meinem Problem.

Daß es unerschöpflich ist, muß ich nicht rechtfertigen. Schon eher, daß das Sieb, mit dem ich geschöpft habe, wie ein systematisches Werkzeug aussieht. Der erste Teil bis Ziffer 25 setzt sich mit Therapie-Erwartungen auseinander, die heute bei Schreibern und Lesern in der Luft liegen. Ziffern 26 bis 41 berichten aus der Vorgeschichte meiner eigenen Schreib- und Therapiebedürftigkeit. Der dritte Teil probiert einen historisch-anthropologischen Zugang zum Thema aus und ist, weil man sich dabei nur übernehmen kann, der feierlichste geworden, aber auch, um Konsequenz bemüht, der am wenigsten konsequente.

Daß das Thema Gründe hat, einer zusammenhängenden Behandlung zu spotten, habe ich immer deutlicher

gespürt und wünschte, ich hätte noch mehr Mut zu Aus- und Abschweifungen gehabt. Ich stelle mir Leser vor, die die Überschriften als Wegweiser im Dickicht verstehen und ihre Komik ebenso freundschaftlich deuten wie mein Ordnungsbedürfnis. Sie werden schon merken, welche der angezeigten Richtungen ich nur mit dem Kopf gegangen bin. Die Ich-Form, die überall durchscheint, wäre ohnehin durch keinen höheren Anspruch zu decken als den für mich immer noch ungewohnten Wunsch, dem Leser im Klartext zu sagen, daß ich nicht nur seine Mitarbeit brauche, sondern sein Mitgefühl.

I

Warum schreiben Sie? Jeder vorlesende Schriftsteller hat diese Frage im Ohr und weiß, wie sehr sie in den letzten zehn Jahren den Ton verändert hat. Inquisitorisch war sie damals, Herausforderung und Verhör. Der Frager hatte den jüngeren Teil des Publikums auf seiner Seite und weidete sich an der Entrüstung der Älteren; eigentlich hatte er gar keine Frage gestellt. Er wußte die Antwort bereits; er war gekommen, Ahnungslose zu überführen, sein Ärger an der Literatur war demonstrativ, also auch ein wenig vorgeschützt. Eigentlich genoß er es, einen schöngeistigen Anlaß zur Belehrung zu verwenden. Wozu war diese Literatur gut, vor allem: *wem* nützte sie? Die Frage nach dem richtigen Bewußtsein war immer auch eine nach dem hinreichend schlechten Gewissen des Dichters.

Bei mir ist diese Rechnung meist aufgegangen. Patzige Antworten fallen mir immer noch schwer, auch wenn man die Lacher heute wieder auf seiner Seite hat. Warum? darum! Oder: warum fragen Sie sowas Ihren Klempner nie? Oder: weil ich Geld brauche! Mein schlechtes Gewissen ist mir treu geblieben, über die Stunde des richtigen Bewußtseins hinaus. Wenn ich einem seiner Vertreter begegne, melden sich eher Schutzreflexe. Ich nehme ihn, auch ein bißchen demonstrativ, ernst, wir sehen einander heimlich gerührt an: als wüßten wir noch, worüber wir streiten; wir wenigstens wissen es noch. In Wirklichkeit wissen wir nur noch, daß dieser Streit damals seine Mühe wert schien, auch wenn er oft genug nur peinlich und vernagelt war; es war etwas Absichtliches an diesem Streit um Literatur und/oder Engagement, beiderseits. In unserem Mißver-

ständnis waren wir immer noch Komplizen. Der Erwartung, mit Literatur lasse sich die Gesellschaft verändern, lag immerhin eine geradezu maßlose Wertschätzung der Literatur zugrunde, an der sich der Dichter heimlich wärmen konnte, auch wenn er natürlich – als Dichter – nicht genügte. Auch dieses Ungenügen war summarisch. Wir brauchten, bei einem so fabelhaften Generalvorbehalt, über literarischen Wert nicht erst zu streiten. Andererseits: wer in den sechziger Jahren schrieb, sich noch immer mit Schreiben aufhielt, wußte ebensogut wie sein Kritiker, wie viel gegen diese abgeschiedene Tätigkeit sprach, wieviel Energie er dringenderen Verrichtungen damit entzog. Er war empfindlich gegen den Vorwurf, bestenfalls zu unterhalten und nicht aufzuklären. Er respektierte den politischen Verdacht, der ihn verfolgte, weil er im Kern einen ethischen Vorwurf enthielt: wie hältst du's mit der Solidarität?

Warum schreibe ich? Habe ich wirklich nichts Besseres zu tun? Einmal habe ich gesagt: ich schreibe, um zu leben. Ist das wahr?

Ich möchte es wissen; auf die Gefahr hin, daß sich dabei in der Tat mein schlechtes Gewissen zeigt; ein anderes, dem 68er schlechten Gewissen, dessen ich mich gern bedient habe, nur entfernt verwandt. Ich schreibe; ich meine es nötig zu haben. Um zu leben? Oder: um mich erfolgreich am Leben zu hindern? Wenn erfolgreich: was bedeutet dieser Erfolg für mich? Welche Beweiskraft hat er für andere? Hat die Notwendigkeit des Schreibens, wenn es denn eine ist, etwas mit dem Wenden von Not zu tun, zuerst bei mir selbst?

Das waren die Fragen, die ich im Januar/Februar 1980 nach Frankfurt mitbrachte, als Gastdozent für Poetik. Dieses Buch ist ein einziger Beweis, daß ich mit ihnen

nicht fertig geworden bin. Das ist mir – milde gesagt – unangenehm. Ich war mit einem fertigen Konzept und einem weitgehend ausformulierten Manuskript nach Frankfurt gekommen; es ist wohl kein Zufall (aber auch keine Metapher), daß es mir verloren gegangen ist; in einem TEE, einer Kneipe, oder im eigenen Haus einfach, aber gründlich, verlegt. Was ich hier, anderthalb Jahre später, bei Suhrkamp öffentlich »verlege«, ist also nur noch Erinnerung an eine verlorene Fertigkeit.

2

Frankfurt, Frühjahr 1980: die Gastdozentur für Poetik hatte ein paar Jahre – »die Jahre, die ihr kennt« – geruht. In den Fünfzigerjahren war sie so etwas wie ein Zeichen gewesen, daß die Hochschule – vor allem: die akademische Germanistik – sich der *lebendigen* Literatur öffnen, *Praxis* werden wollte. Zu diesem Zweck verschrieb man sich praktizierende Literaten und versprach sich von ihnen einen Blick in die sogenannte Werkstatt. Das Allerheiligste war sie längst nicht mehr, aber ein Gerüchlein von Weihe und Sinnggebung hing noch immer dran: die Erwartung, näher bei der Sache selbst zu sein, zu der ein Dichter doch wohl eigentlicher sprechen könne als ein Literaturprofessor. Diese sinn-suchende Erwartung war noch an den Werten der Adenauer-Zeit erzogen, auch wenn sie sich polemisch gegen sie richtete. Gerade von den Dichtern, die zählten, erwartete man damals Widerstand gegen die Fiktionen der Heilen Welt und die Neurosen des Kalten Kriegs. Aber das Fingieren selbst war noch unbedenklich, es war ein

legitimer Ausfluß der Existenz, eine *andere*, aber erlaubte, ja notwendige Freiheit; die Frankfurter Poetik wurde mitgeschrieben von Studenten, die den Dichtern abnahmen, auch die Dichtung bedürfe sozialer Kritik.

Und 1980? Seit einigen Jahren durfte ja, wie man den Verlagsprospekten entnahm, wieder erzählt werden. Vor mir hatte Uwe Johnson, mit sachdienlicher Verfolgung des Persönlichsten, die Anlässe seiner Arbeit ausgedeutet. Die Schreibklausur durfte sich wieder zeigen, es ging sogar eine neue Bescheidenheit um, das Gefühl, daß jedes Wort, das nicht zum Metier gehörte, sich verbot. Keiner, der vorn am Pult stand, brauchte jetzt das Schimpfwort »Dichter« zu fürchten, wenn er von nichts als der Mühe redete, Kunst herzustellen aus seiner Person. Stillschweigend oder kleinlaut war man auf das Todesurteil der Literatur zurückgekommen. Was man als gesellschaftliche Arbeit hatte ausgeben wollen, hatte sich ja als Fiktion erwiesen – so weit, daß sich daneben die schöne Literatur wie der reine Realismus ausnahm. Diese Literatur arbeitete mit Verzweiflung – die Reformer hatten sie noch entdecken müssen. Die Zwänge der spätkapitalistischen Gesellschaft hatten sich nicht beugen wollen unter der Stimmigkeit ihrer Kritik; sie nahmen den Kritikern nur die Freude an sich selbst. Die Theorie, mit der man die Entfremdung produzierenden Maschinen gestürmt hatte, nahm selbst mechanische Züge an; sie entfernte den Kritiker von Bedürfnissen, die er insgeheim als »wahrer« empfand und die er als Vietnam-Demonstrant hatte verleugnen müssen. Zu den Opfern, für die er zu sprechen meinte, gehörte er selbst. Die Revolte drohte die Spontaneität ihrer Kinder aufzufressen, die Reflexion die menschlichen Reflexe zu lähmen; diese Selbstzerstörung »Vernunft« zu nennen,

fiel dem Bewußtsein immer schwerer. Immer klarer erlebte es das Leid, dem es hatte steuern wollen, als sein eigenes, ja selbsterzeugtes. Aus der unbewältigten Vergangenheit der Eltern kroch unter heftigen Wehen die eigene unbewältigte Gegenwart hervor. Die Frage: wie habt ihr das *damals* tun können? verblaßte neben der schmerzhafteren: was tu ich mir *jetzt* an? Und sie machte vor der Linken nicht Halt; ja, es wurde die Frage der älter gewordenen »neuen« Linken. Auf dem Marsch durch die Institutionen, die sich als so viel unbiegsamer erwiesen hatten als die Marschierer, ging, mit dem guten politischen Gewissen, der Glaube an so etwas wie Fortschritt überhaupt verloren. Es gab plötzlich etwas Dringenderes wahrzunehmen: die Chance, vielleicht schon die letzte, für eigene Entwicklung. Für alle, die nicht aussteigen wollten oder konnten – und wer von den Institutionen zugerichtet wird, kann es meist nicht mehr wollen –, wurde die Nische überlebenswichtig, der schmale, immer bedrohte Freiraum, an dem man für das persönliche Leben, die adäquate Beziehung kämpfen – und einmal nicht nur kämpfen – wollte.

3

Ich gehöre zu dieser zugleich privilegierten und mit dem eigenen Bad ausgeschütteten Generation und habe in Frankfurt zu Leuten meines Alters gesprochen oder wenig Jüngeren, die das Scheitern einer öffentlichen Hoffnung als persönliche Krise erfahren haben; die mit dem Verdacht leben müssen – und in »geordneten« Verhältnissen nicht besser damit leben –, daß jene Hoff-

nung schon in ihrer guten Zeit Ausdruck mangelhaften Selbstverständnisses gewesen sein könnte. Wer nach 68 vierzig oder fünfzig Jahre alt geworden ist, tut sich schwer damit, Bewußtsein abzulösen durch Gefühl; denn dieses Gefühl hat sich lange von einem Bewußtsein leiten lassen, das nicht falsch gewesen sein will, nur weil es getrogen hat. Es war nicht im Unrecht, wenn es gegen Unrecht revoltierte, und doch hat es dabei Unrecht getan – nicht, jedenfalls nicht zuerst dem wahren oder eingebildeten Klassenfeind, sondern dem revoltierenden Subjekt selbst. Den Betrug durch Herrschaft einklagend, hat es sich um zu viel betrügen müssen: viel Freundlichkeit, Toleranz, Humor, Genuß der Gegenwart und alltägliche Güte. Das fehlt ihm jetzt; daß immer noch unvergleichlich mehr zum allgemeinen Glück fehlt, ist kein Trost. Der Spät-68er muß mit dem Vorwurf leben, angesichts unerfüllter Menschheitsbedürfnisse das eigene Bedürfnis nicht ernst genommen zu haben; das ist nichts Kleines mehr. Das Gewicht solcher Verluste nimmt zu, wenn die persönliche Lebenserwartung abnimmt: dann verbietet es die Redlichkeit, im Namen anderer zu sprechen, und wär's in bester Absicht; dann meldet sich das Bedürfnis nach dem *eigenen* Ausdruck, dem Selbst, das ich verantworten kann. Dann wird es nötig, daß *ich* mit mir leben lerne, bevor ich sterbe.

Der Titel »Literatur als Therapie«, den ich meiner Frankfurter Vorlesung gegeben habe, war auf diese Erfahrung, diese Generation gemünzt. Sie ist in den fünfziger Jahren mit der »schön« genannten Literatur aufgewachsen, bevor ihr diese in den sechziger Jahren verdächtig wurde; jetzt kann sie, von ihrer Geschichte weniger belehrt als geschlagen, damit *beginnen*, von der

Literatur wieder etwas zu erwarten; nichts Großes oder Gewaltiges, etwas immerhin, das mit dem Bedürfnis nach der eigenen, schwierig gewordenen Lebensgestaltung zu tun hat. Es lag mir daran, die Hinwendung zur Literatur vom Odium der Flucht und des Verrats zu befreien, ihr womöglich den Sinn des Standhaltens zu geben. Im Lob der literarischen Einzelheit (und was wäre Literatur, wenn nicht beglaubigte Einzelheit) verbarg sich der Wunsch, den Vereinzelteten der 68er Generation die Widerstandsfähigkeit, die Tragweite einer bestimmten Art von *Arbeit* zu suggerieren – einer Arbeit nach einem Stück verpatzter Geschichte und Lebensgeschichte; einer wo nicht sinn-gebenden, so doch sinnlichen Arbeit. Ihre Zweideutigkeit war nicht zu verschleiern, sondern zu begründen – nachdem die *andere* Zweideutigkeit dessen, was wir so lange »Engagement« genannt hatten, für viele von uns nicht mehr zu rechtfertigen und nicht mehr zu ertragen war. Literatur als Therapie – damit war *diese* Arbeit, also unvermeidlich: Trauerarbeit gemeint. Der Überbau »gesellschaftlichen« Bewußtseins, mit dem meine Generation ihr persönliches Sein so erfolgreich zugedeckt hatte, sollte zumindest ein wenig durchsichtig werden. In diesem Sinne traute ich der Literatur in der Tat eine therapeutische Wirkung zu, auch wenn sie gegen die erdrückende Erwartung der »Lebenshilfe« in Schutz zu nehmen war.

Freilich: so unehrlich, wie ich mir lange eingeredet habe, finde ich jenes verspottete Wort nicht mehr. Ich nehme mir aus der Literatur anderer, was ich brauchen kann; ich freue mich, wenn Leser in meinen Büchern etwas für sich finden. Lebenshilfe? Wenn damit ein Rezept gemeint ist, hat es das Kunstwerk ohnehin nicht zu bieten – jedenfalls nicht *als* Kunstwerk. Rezepte, Ideen,